

**Zeitschrift:** Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur  
**Herausgeber:** Franz Otto Schmid  
**Band:** 6 (1911-1912)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Zeitgeist und Bernergeist  
**Autor:** Bloesch, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-751209>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Und leise sinkt die Nacht —. In meinem Haar  
hängt Tau. Die Nacht ist tief. Mein Weg ist weit.  
Die Sterne blinken still . . . Wo Leben war,  
ist Einsamkeit.

### Monolog im Herbst

Wir aber leben in der sanften Flucht  
der letzten Sonnentage wie verloren;  
und leben ohne Mißmut, ohne Klagen:  
wie welkenfern in einer ruhigen Bucht,  
so leben wir in diesen Sonnentagen;  
kaum daß Baumrauschen manchmal, fern verworren,  
uns weckt, da sehnlich fernher locken  
die Wolken, die ins Blaue silbern ragen.

Wir leben so, als wär das stille Licht,  
das um noch runde Wipfel tröstlich flutet,  
als wären diese satten Sonnenfarben,  
als wäre dieses Still-Genießen nicht  
ein Abschied . . .

So leben wir, da schon in hellen Farben  
der rote Wein von allen Mauern blutet.

So leben wir, als ob kein Abschied wäre.  
Bis daß — wie bald — der letzte dieser Tage  
Sich leise neigt, gleich einer reifen Ahre,  
und scheidet — ohne Mißmut, ohne Klage.

Const. Brailoi

## Zeitgeist und Bernergeist

Ein Beitrag zur Kenntnis der Persönlichkeit Gotthelfs

(Schluß)



Die radikale Regierung, die im Jahre 1846 ans Ruder kam, öffnete dem Zeitgeiste Tür und Tor. Der bemächtigte sich vor allem des Erziehungswesens. Gotthelf selbst war seinerzeit warm für die Schullehrer eingetreten, durch seine praktische Wirksamkeit und durch seinen „Schulmeister“. Nun aber sah er wie gerade die Lehrer neben den Advokaten am eifrigsten zu Aposteln des Zeitgeistes wurden, und da bäumte sich sein Bernergeist dagegen auf. Er sah die Kirche und die Religion in Gefahr. Die moderne Wissenschaft legte

die Art mit besonderer Vorliebe an den alten Baum des Paradieses, an die religiösen Überlieferungen und an die Bibel. D. Fr. Strauß zerpflückte den Mythos von der Göttlichkeit Christi und rief damit einer „neuen Schule“, die in der kritischen Zersetzung alles dessen, was den bisherigen Geschlechtern als wahr und gut gegolten hatte, ein überaus dankbares Feld erblickte. Mit der Gründung der Hochschulen in Zürich und Bern, die beide der liberalen Tendenz, der Mündigmachung der bisher unterdrückten Volksklassen, ihren Ursprung verdankten, mit der Gründung all der Lehrerseminare, die in jener Zeit überall ins Leben gerufen wurden, kam eine neue Generation zur Geltung. Eine Generation, der die Freiheit, die die Ältern mit zäher Kraft erwerben mußten, in den Schoß fiel, und die nun nicht schnell und radikal genug vorwärtstürmen konnte. Wenn sie dabei in vielem übers Ziel hinaus-schoß, in jugendlichem Feuereifer nicht rasch genug alle Versprechungen der neuen Zeit erfüllt sehen konnte, so ist das verzeihlich; begreiflich aber auch, daß die besonneneren Elemente anfangen bedenklich zu werden, dem Rad der Zeit da und dort in die Speichen zu greifen suchten, um nicht nach den Erfahrungen der Helvetik durch zu eifrige Aktion eine Reaktion heraufzubeschwören. Dadurch sahen sich die liberalen Elemente, die vor kaum einem Jahrzehnt die Umwälzung zustande gebracht hatten, plötzlich auf die reaktionäre Seite gedrängt und aus dem juste milieu wurde bald das konservative Lager. Wir müssen uns gerade bei der Beurteilung Gotthelfs klar sein, daß den damaligen Bezeichnungen konservativ und radikal nicht etwa unsere heutigen Parteien entsprachen. Was damals radikal hieß, nennen wir heute sozialdemokratisch, und unsere liberale Machtpartei entspricht dem damaligen juste milieu. Man muß sich klar machen, daß der damalige Radikalismus, wie er hauptsächlich von deutschen Flüchtlingen importiert wurde, ein Kind des Kommunismus war und als solches den „Zeitgeist“ verkörperte. Diesen Elementen stellte sich der „Bernergeist“ gerade so heftig gegenüber, wie heute sich die bürgerlichen Parteien der Sozialdemokratie widersetzen.

Der Kampf brach zuerst auf dem Gebiet der Schule und der Kirche aus. Die Anhänger des alten Glaubens sahen aus den Hochschulen und Seminaren die Vertreter des neuen Glaubens hervorgehen, und ihr Haß richtete sich deshalb ungerechterweise gegen Schule und Wissenschaft. Den ersten Rückschlag erfuhr Zürich durch die Berufung von Dr. Strauß an die dortige Hochschule,

die bekanntlich 1839 zum „Züriputsch“ führte. Auch in Bern ließ dieser Konflikt nicht lange auf sich warten. Die jungen Lehrer, die in kurzem Seminar-kurs einen Haufen halbverdaute Phrasen des neuen Glaubens mitbekamen, denen durch die damals haufenweise aussprießenden Schulblätter meist radikaler Tendenz der Kopf groß gemacht wurde, sie suchten immer mehr sich der Aufsicht der Pfarrer und der Kirche zu entziehen; sie riefen damals dem berechtigten Vorwurf „was ist hehrer als ein Lehrer“ und gewöhnten sich daran in der Kirche den Feind der Schule zu sehen. Die Schule vertrat das „Wissen“ gegen den diskreditierten „Glauben“ der Kirche. Die Spannung war schon eine bedenkliche, als die Regierung in Prof. Ed. Zeller einen Vertreter dieser neuen Schule nach Bern berief an die Hochschule als Lehrer der Philosophie und Kirchengeschichte. Das war der Funke ins Pulverfaß; der junge, außerordentlich tüchtige Gelehrte wurde zum Anlaß eines grimmigen Konfliktes im bernischen politischen Leben; der „Zellerhandel“ bewegte monatelang die Gemüter aller Kreise.

Aus dem Tagebuch Eduard Bloesch erhalten wir einen lebendigen Einblick in die damalige Aufregung. Am 14. März 1847 besuchte er Jeremias Gotthelf, mit dem er in allen solchen Fragen gerne Rücksprache nahm. Er schreibt:

„Heute besuchte ich Jeremias Gotthelf. Ich hatte ihn längere Zeit nicht gesehen. Die freundliche Frühlingssonne lockte mich zum Spaziergang. Übrigens wünschte ich mit Vigiuz über die Zellersche Angelegenheit zu sprechen. Diese fängt an bedeutende Aufregung zu verursachen. In verschiedenen Landesgegenden werden Unterschriften zum Verlangen der Aufhebung von Zellers Berufung an den Großen Rath gesammelt, und mehrere Schriftchen über die Bedeutung dieser Berufung und über Zellers Lehre circulieren überall. Das eine dieser Schriftchen ist vom evangelischen Vereine, das andere vom Zuchthausprediger Fellenberg ausgegangen. Die Regierung fängt an Besorgnis zu fassen und gießt Öl ins Feuer. Bis jetzt war man hier ziemlich teilnahmslos geblieben, die Masse nahm keine Notiz von der ganzen Sache, oder war sonst gleichgültig und unter den „Gebildeten“ fehlt es nicht an solchen, welche Zellers Berufung wenigstens entschuldigend, wenn nicht billigen. Selbst unter den Geistlichen zählt diese Ansicht Vertreter. Gestern ist aber die Nachricht gekommen, Fellenberg und ein

zweiter Geistlicher seien eingestellt und in Untersuchung gezogen, jener als Verfasser, der andere als Verbreiter eines der erwähnten Schriftchen. Auch Personen, welche bloß ihre Unterschrift zu Petitionen gegeben, seien ins Verhör gezogen worden. Dies hat aufgeregt. Nicht bloß die Gegner Zellers, auch solche, welche in der Sache sich teilnahmslos äußern, empfinden es bitter, daß Personen, die vom Petitionsrecht und der freien Presse Gebrauch gemacht, dafür mißhandelt werden sollen. Vorzüglich deshalb wünschte ich Vikarius zu sprechen, von dem mir bekannt war, daß er ebenfalls von den anstößigen Schriften verbreitet hatte.

Mir war die Berufung Zellers von Anfang an als ein unverständiger Streich erschienen, persönlich hätte ich jedoch gewünscht, daß nicht petitionirt worden wäre, einmal, weil ich Zeller für weniger gefährlich halte, als dieß im allgemeinen der Fall ist, die Erscheinung eines solchen Geistes unter unsern Theologen mir in gewissen Beziehungen sogar wünschenswert schien, sodann, weil die Berufung in der Competenz des Regierungsraths lag, also zu besorgen ist, der Große Rath werde zur Tagesordnung schreiten, ein solcher Entscheid aber als Guttheißung des Aktes würde ausgelegt werden. Allein auch ich fühlte mich tief verletzt beim Gedanken, wie Staatsbürger, und zumal Geistliche, Mißhandlung erleiden sollten, weil sie, von redlicher Besorgnis getrieben, sich in Wort oder Schrift gegen Zeller erklärt. Ich äußerte daher gegen Vikarius, daß ich es als Ehrensache für alle Geistlichen ansehe, bei dieser Sachlage sich auszusprechen und wollten sie nicht ihr Ansehen bei dem bessern Teil der Bevölkerung gefährden, so müßten sie mit Ernst und Entschiedenheit der Geistlichkeit das Recht, sich in solchen Dingen zu äußern, vindizieren. Er widersprach nicht, drückte aber die Besorgnis aus, daß es wie in Zürich gehen könnte, wo die Regierung ausgejagt wurde, oder wie in der Waadt, wo der größere Teil der Geistlichen die Kirche im Stich gelassen.

Ich verbrachte übrigens einen äußerst freundlichen Nachmittag in Lüzelflüß. Meine Frau war bei mir.“ — —

Die Zellerangelegenheit führte überhaupt einen engeren Verkehr der beiden Männer herbei. Bloesch war für die Gegner der „neuen Schule“ die einzige Hoffnung für die Großratsverhandlungen. Von verschiedenen Seiten wurde er gemahnt, daß er diese Hoffnung erfüllen solle. Pfarrer Romang

schrieb ihm einen Brief mit Vorwürfen über sein Schweigen im Großen Rat. Bloesch schrieb dazu in seinen Aufzeichnungen:

„Es ist nicht das erste Mal, daß das passive Verhalten im Rathe mir Tadel zugezogen — (auch von Bizijs) — selbst von solchen, denen ich früher oft genug gesprochen . . .“

Und unterm 19. März finden wir seinen Vortrag im Großen Rat über den Entwurf zu einem neuen Steuergesetz aufgezeichnet, worin es heißt:

„Ich erlaube mir über diese Wechselbeziehung zwischen der Wohlfahrt der alten Regierung und derjenigen des Volkes auf der Grundlage des alten Finanzsystems, das Urteil eines unsern politischen Kämpfen fernstehenden Berners [Bizijs] anzuführen, dem Niemand die genaueste Kenntnis unserer Zustände absprechen wird. Er sagt darüber in einer Schrift, die nicht im Druck erschienen ist:

„Das Interesse des Landmanns, das Interesse des Staates waren eins; der Segen Gottes und der Fleiß der Menschen erhielten Volk und Staat und wenn der Landmann zum Allmächtigen betete um Sturm und Regen, so hatte der Staatsmann alle Ursache, es ebenfalls zu tun. Wenn der Regent und der Regierte zum gleichen Gott ums Gleiche beten, so sind beide nicht schlecht beraten.“

Der Nemliche fügt bei und ich will auch beifügen:

„und wenn in einem Staate auch der Finanzminister beten würde, so stünde es sicher weder um die Finanzen noch um seine Seele schlimmer.“

Am 22. März kam die Frage der Neubesezung des theol. Lehrstuhls zur Sprache vor dem Großen Räte, der für die Berufung Dr. Zellers entschied. Das wichtigste Votum gegen die Berufung hielt Eduard Bloesch, der sich weniger gegen die Person des neuen Professors und seine Schriften wandte als vielmehr gegen die Art des Vorgehens der Regierung, die damit nur Mißtrauen und Unruhe im Bernervolke hervorrufen konnte.

Seine Rede wurde gedruckt und als eigene Broschüre herausgegeben. Nach den Verhandlungen fühlte er das Bedürfnis sich wieder mit Gotthelf über diese das kirchliche Leben Berns so tief berührende Angelegenheit auszusprechen. Darauf erhielt er von Gotthelf folgende Antwort:



Luzern d. 10. April 1847

Hochverehrter Herr!

Sie haben mir mit Ihren beiden Briefen große Freude gemacht, für welche ich Ihnen sehr dankbar bin. Wir hatten noch mit der Stähli'schen Angelegenheit zu thun, wollten eigentlich schon am Montag in Burgdorf zusammenkommen, wurden aber daran verhindert. Ich hatte mir vorgenommen, Sie zu besuchen, kam aber sehr spät auf Burgdorf, wollte am Freitag es nachholen, indem ich gedachte der ökonomischen Gesellschaft beizuwohnen, aber das Wetter war gar zu arg. Wie ich Sie verstehe, hochverehrter Herr, so gehen unsere Ansichten nicht so weit auseinander und vielleicht ist Ihnen Einiges unbekannt geblieben, was vorgekehrt wird. Ich bin immer der Meinung eine Position, und namentlich wenn sie in schönem Verhältnisse mit Vergangenheit und Zukunft steht, nicht aufzugeben, bis sie durchaus unhaltbar geworden ist, und dieses durchaus bedarf einer ernstlichen Prüfung. Möglich, daß man auf der einen Seite in dieser Prüfung um so ängstlicher wird, je feiger man auf der andern Seite die schönsten Positionen verläßt. Nun bin ich mit H. v. W. durchaus einverstanden, daß man alle Rechte, welche die Verfassung der Kirche gibt, im weitesten Umfange zu benutzen suchen solle. Dieß scheint der erste Schritt. Nun ist die Commission, welche die Stellung der Kirche berathen soll, auf eine lüderhafte Weise zusammengesetzt, indessen hatten auch wir eine Commission. Diese arbeitete eine freisinnige Kirchenverfassung aus, in den Vereinen wurde dieselbe ebenfalls berathen und das entstandene Projekt der oberkeitlichen Commission durch Dekan Wyß persönlich übergeben und zwar schon vor der Zellergeschichte. Dieß scheint mir alles, was einstweilen gethan werden konnte, wenn man nicht allfällig dieses Projekt drucken und verbreiten lassen wollte, was wahrscheinlich die Radikalen gethan hätten. Wir glaubten aber nun warten zu sollen bis der Vorschlag jener Commission zum Vorschein kommt. Dieser muß die Handhabe zum Anfassen geben, wenn er nicht als ein Geheimniß geboren und seine Annahme in Eile erstürmt wird. Hier kann man die Rechte der Kirche geltend machen und hat volles Recht alle Kirchenglieder ins Interesse zu ziehen und das Bewußtsein ihrer Rechte zu wecken und zu lenken und gegen alle Bevormundung durch Snellianer zu kämpfen. Das ist der erste Kampfplatz, meiner Ansicht nach, wohin dann der Kampf sich zieht und wohin er führt, das ist

Gott bekannt, nur eines liegt dem Menschen ob, recht zu kämpfen und tüchtig, wie Paulus sagt. Der Kampf kann nur ein erfreulicher sein, denn auf eine mir unerwartete Weise arbeitet sich das religiöse Bewußtsein wieder unter dem Gerölle der Welt hervor und will seine Geltung haben. Von Ihrer herrlichen Rede habe ich 30 Expl. verbreitet und zwar an Orte, wo ich gar keine Teilnahme erwartete, bis sie mir sich selbst zu großer Überraschung aussprach. Langsam geht es, bis der Eindruck sich recht verarbeitet, bis er in allen Winkeln herum kömmt; aber desto sicherer denke ich werde man auf ihn zählen können, je besonnener man zu Werke geht und je mehr man allen Faktoren Zeit läßt sich in Bewegung zu setzen, geltend und fühlbar zu machen. Wir sind gar ein langsames und auch erschlafenes Volk und zwar durch alle Klassen durch bis an die fieberhaft aufgeregten Radicalen.

Noch eines dürfen wir nicht vergessen, denn hier ist immerhin der Haupthebel des Radicalismus angelegt und das ist die Schule. Da trägt Neuhaus bewußt oder unbewußt eine schwere Schuld, auch Tellenberg absonderlich aber . . . . [Name], der Möß. Schon seit 16 Jahren jammere ich hier auf dieser Bresche, und hier muß mit aller Macht geholfen werden, sonst sind alle kirchlichen Mühen umsonst.

Ganz besonders hier glaube ich auch das Volk mürbe und empfänglich geworden, es schmachtet nach Befreiung von der unzünftigen und unchristlichen Schule. In Kapiteln und Synode wird, wenn bis dahin der oberkeitliche Entwurf nicht bekannt wird, gar manches vorläufig zur Sprache kommen, denn wirklich schläft man nicht, obgleich, ich gestehe es Ihnen gerne, gar viele meiner Amtsbrüder schwachmüthig sind und schlotterhaft größtenteils aus alter Angewöhnung. Ich will am Kapitel vorbringen, in welcher Stellung man sein müßte um in einer amtlichen zu sein? Es wurde nämlich allen Pf[arrern], welche Zellerische Schriften verbreiteten, vorgeworfen, sie hätten es in amtlicher Stellung gethan und ihr Amt mißbraucht. Es ist sehr merkwürdig, wie die funfische Theorie von den verschiedenen Stellungen, erfunden um die Freischärler frei zu sprechen, umgewendet und angewandt wird um uns Pfarrer zu verdammen. Es soll am Kapitel in Burgdorf einläßlich die Denkschrift der Dekane behandelt werden, wozu der Dekan aufgefordert werden wird; es wird sich überhaupt in den bevorstehenden Versammlungen ein reges Leben kund thun. Wie weit dasselbe gehen wird, weiß ich nicht, jedenfalls ohne Theil-



nahme des Volkes bleibt es ohne nachhaltende Wirkung. Daher ein Hineinziehen des Volkes in diesen Kreis auf verständige und fesselnde Weise äußerst wünschbar ist; und was an uns steht, wird gewißlich geschehen trotz der Theorie von den verschiedenen Stellungen, freilich von jedem nach seiner Gabe. Übrigens wissen Sie, mein lieber Herr und Freund, daß ich von Natur lieber zum dareinschlagen gestimmt bin und zu energischen Maßregeln, wo ich durchzugreifen sehe, aber die schändliche Passivität im vergangenen Jahre hat in dieser heiligen Sache mich vorsichtig gemacht: ein mißlungener Schritt bringt um Jahre zurück.

Man muß die Augen offen haben aber die Kräfte sammeln und alle Umstände nachhaltig benutzen namentlich die Schule nicht vergessen, und wenn auf kirchlichem Felde aristokratische Namen aber sichtlich unbescholtene, religiöse (... [Name] ist etwas anrühlig) erscheinen würden, so schadet es der Sache durchaus nichts, im Gegenteil. Scharf sollte auch die Volkszt. werden. Den Artikel über die Gottesläugner mißbillige ich durchaus nicht, auch wenn er von Rüfenacht in G. sein sollte. Gescheut geführt, giebt er prächtige Gelegenheit, die Leute zu zeichnen. .... [Name] macht sich äußerst schofel, war halt nur mit Wasserfarbe angeschmiert. Es ist hier auf dem politischen Felde wie auf dem Schlachtfelde, je näher man sich auf den Leib rückt, desto schärfer und gröber wird geschossen. Zuletzt lauset man sich mit den Kolben, und am Ende kommt es darauf an, wer am muntersten schlägt und fremde Schläge am längsten aushält.

Wenn Sie nach Bern gehen, so vernehmen Sie von Comißar Wyß oder Hundeshagen am besten den Stand der Dinge. Nebenbei ist mir in unsern Angelegenheiten Hundeshagen\*) zu objektiv und hat als Historiker zuweilen den Standpunkt des Chemikers, der an allen Teufelsmischungen seine Freude hat, weil man dabei was lernt, allerlei Prozesse, verschiedene Niederschläge und überraschende Resultate. Dadurch wird man leicht verleitet flüchtige Erscheinungen, Blasen des Zeitgeistes, zu nehmen für wichtige Entwicklungen, denen man sich zu accomodieren oder unterwerfen habe. Ja freilich, je mehr man die Behren außer Acht läßt, desto weiter vom Fluße weg muß man die Dämme setzen, bis zuletzt das ganze Feld Fluß ist.

\*) Karl Hundeshagen (1810—1872) Prof. der Theol. an der Hochschule bis 1848.

Ich habe so lange geschrieben, daß ich heute das Paß nicht mehr absenden kann, was jedenfalls aber morgen geschehen soll. Stähli in Längnau\*) soll gestorben sein. Im Fall am Montag die Leiche sein sollte und ich dazu berufen werde, wäre es möglich, daß ich Sie noch vor Ihrer Abreise sehen würde.

Unterdeßen empfehle ich mich Ihnen und grüße Sie herzlich, verharrend mit besonderer Hochachtung

Ihr ergebenster

Alb. Bizio

Der innere Konflikt wurde bald übertönt von den politischen Ereignissen, die das Schweizervolk immer näher dem Bürgerkriege zutrieben und schon lange zuvor das Volk eifrig beschäftigten und ängstigten. Daß auch Gotthelf hier mit dem Volk fühlte, erfahren wir aus einem Geschichtchen, das Bloesch am 28. August 1847 in seinem Tagebuch aufzeichnet:

28. August. „Heute war ich in Trachselwald vor Gericht. Auf der Heimreise besuchte ich Jeremias Gotthelf. Etwas später kam Professor Miescher. — (Wir hatten verabredet uns in Lüzelflüh zu treffen.) — Es ward uns, wie immer, die allerfreundlichste Aufnahme. Die Unterhaltung drehte sich um die Tagesfragen. Bizio erzählt wie mancherlei bange Ahnungen die Gemüther des Volkes bewegten. So heiße es in seiner Gegend: Anno 1847 „Zu essen genug“, Anno 1848 „Blut genug“, Anno 1849 — für die übrigen bleibenden „Geld genug!“ In Böhigen, Stettlen und da herum gehe hin- gegen die Rede, der Pfarrer des ersteren Orts (Trachsel) habe lezhin Nachts die Kirche hell erleuchtet und drei Männer beim Altar stehend, gefunden, die er gefragt, was sie da machten. Da habe der Erste die Worte gesprochen „Hunger, Hunger, Hunger!“ Der Zweite: „Krieg, Krieg, Krieg!“ Der Dritte „Tod, Tod, Tod!“, worauf sie verschwunden.“ —

Dem Sonderbundskriege folgte rasch die Reorganisation des Bundes, die Einführung der neuen Bundesverfassung. Diese Reorganisation war ein alter Wunsch, schon 16 Jahre zuvor waren Bloesch und Bizio für eine solche eingetreten. Man war damals nicht zum Ziele gelangt; nun aber da es erreicht war, waren viele, die sich damals darnach sehnten, nicht begeistert von der Form, in der die Verfassung vorgelegt wurde. Manchem schien die

\*) Gottlieb Rudolf Stähli seit 1835 Pfarrer in Lengnau.

Zentralisation zu weitgehend, manchem wollte der Bundesstaat noch nicht energisch genug vom alten Staatenbund losgelöst erscheinen. Gotthelf gehörte auch nicht zu den begeisterten; er fürchtete für seinen Bernergeist, für die kräftige Eigenart seines Volkes, das ihm zu viel von seiner Selbständigkeit einbüßen sollte. Wie wir aus dem folgenden Briefe erfahren, scheint er auch ein weithin schallendes Veto gegen das Eindringen des Zeitgeistes beabsichtigt zu haben.

Lüzelflüh, 27. August 1848

Berehrtester Herr!

Sie erlauben mir wohl das Ding Ihnen zuzusenden von welchem wir lezthin sprachen. In Pein und Noth vollendete ich es heute, denn es war als ob ich verheeret sei und allemal, wenn ich mich dran setzen wollte wieder aufstehen müßte. Es ist etwas anderes geworden, als ich anfangs dachte und so, daß ich es nicht einmal werde drucken lassen dürfen, ohne meine Stelle zu riskiren. Es wäre denn, ich fände einen Buchhändler, welcher es ganz übernehmen, vielleicht gar nicht einmal wissen würde woher es käme.

Vielleicht daß Sie mir einen Rath wüßten, oder aber auch, wenn Sie es gelesen, finden, es bleibe am besten ungedruckt. Wird es gedruckt, sollte es vor dem Bättag geschehen.

Mich für meine Ansprache bestens entschuldigend und empfehlend verharre hochachtungsvoll,

Ihr ergeb.

Alb. Bihius.

Ob das Pamphlet gedruckt wurde oder ob er es wieder im Schreibtisch versenkte, konnten wir bisher noch nicht feststellen. Wir wissen nur, daß Bloesch ein paar Wochen später Gotthelf aufsuchte, wohl um darüber mündlich mit ihm zu verhandeln. —

Lüzelflüh den 24. Dezember 1848

Lieber und werther Herr!

Gegen das Ende der Woche hatte ich so alle Hände voll auf zu thun, daß ich immer denken mußte, was kommt wohl noch. Ich bin es nämlich gewöhnt, daß wenn ich meine jetzt sei es nicht mehr zum Aushalten, noch Ungewöhnliches kommt. Richtig kam es auch so, erstlich Militärtabellen, und zweitens die Arbeit von Wyß. Sie ist wie ich dieselbe erwartet habe, gut aber kurz, muß,

troffen, einige Pfund Salbe hätte sie nöthig. Es war mir äußerst leid, daß ich damit nicht hinunter kommen konnte. Gestern Abend erhielt ich sie und gedachte erst mich damit auf die Beine zu machen aber ich brachte es nicht dazu, die beiden nächsten Tage könnte ich auch nicht, am Dienstag muß ich an eine Comizion [?] nach Trachselwald; so mußte ich das Ding laufen lassen, da es erst noch circulieren, dann abgeschrieben, dann erst gedruckt werden soll. Ich habe heute Wß geschrieben und wenig bemerkt. Bei solcher Faßung ist entweder nichts zu sagen oder Alles. Funk\*) wird Materielles wohl bemerken und Frank\*\*) wohl noch einige Dämpfer ansetzen, was übrigens gar nicht nöthig ist, meiner Ansicht nach. Daß die Stimmung sich ändert, wird auch hier sichtlich, gar viel tragen dazu die ökonomischen Verhältnisse bei, in welche so viele radicale Notabilitäten, namentlich Sumiswalder, gerathen. Das Ding fängt an den Leuten Angst zu machen, von wegen die Folgen werden handgreiflich, somit auch begreiflich für sie.

Sie mit Freuden erwartend verharre mit wahrer Hochachtung

Ihr ergebenster

Alb. Bizi

Die weiteren Dokumente gegenseitiger Beziehungen zwischen Gotthelf und Bloesch führen uns in das Jahr 1850, als das Vorwärtsdringen des Radikalismus einen Umschwung, eine Reaktion notwendig machte. Auf die Ereignisse können wir hier nicht näher eingehen, da uns dies zu weit wegführen würde von unserm Thema; wir müssen nur erwähnen, daß nach den damaligen Anschauungen die Reaktion den Bernergeist vertrat gegen den Zeitgeist der Nassauer, wie die Führer der Radikalen (Stämpfli und Niggeler waren beides Schwiegersöhne von Prof. Snell) genannt wurden.

Am 25. März 1850 fand die ausschlaggebende Münstingerversammlung statt und im Mai die Neuwahlen, die zum Sieg der konservativen Partei führten. Mit großer Spannung sahen alle die erhitzten Gemüther dem Wahlresultat entgegen. Bloesch schrieb in sein Tagebuch:

„Es kommen immer mehr Wahlberichte . . . Die Gemüther sind fortwährend in Spannung, alle Arbeit steht stille.

Aus diesem Grunde entschloß ich mich, Bizi in Lützelsflüh einen Besuch zu machen. Im Momente der Abfahrt, circa 1 Uhr, kamen abermals 2 Stu-

\*) Funk, Gottl. Samuel, Pfarrer in Bleienbach, Dekan der Klasse Langenthal.

\*\*) Frank, Friedrich, Pfarrer in Langenthal.

denen, zu Pferde, von Bern. Sie brachten mir eine Übersicht aller bis 10 Uhr daselbst bekannten Wahlen.

Der Stand derselben ist fast überraschend günstig: bis 50 Conservative und höchstens 50 radikale Wahlen. Doch fehlt noch ein Teil des Oberlandes. Ebenso das Seeland und fast der ganze Jura.

Ich brachte das Verzeichnis Jeremias Gotthelf und besuchte mit ihm die Gebrüder Geißbühler, von denen der ältere schon vor 1846 im Großen Rathe und am 5. Präsident der Wahlversammlung in Ruegsau daselbst neuerdings mein College geworden war.

Die Leute bezeugten die rührendste Freude über meine, trotz aller Verleumdung und Verdächtigung gelungene Wahl und erzählten manches Einzelne, was Zeugnis gab von der ungeheuren Anstrengung der Gegner zu ihrer Verhinderung; aber auch manchen Zug warmer und zäher Anhänglichkeit. Nach der Eröffnung des Wahlergebnisses brach die Versammlung in lauten Jubel aus und einer rief „Me Muni het's, er isch brandschwarz!“ —

Blösch trat damit wieder an die Spitze der politischen Bewegung. Aber er hatte von Anfang an mit einer starken und überaus heftigen Opposition zu kämpfen. Besonders die Zeitungspolemik erreichte damals eine Siedehitze, die uns heute kaum mehr verständlich ist. In der unflätigsten Weise wurde von beiden Seiten mit den verwerflichsten Mitteln persönlicher Verdächtigungen und Verleumdungen gearbeitet. Die Hauptorgane waren die radikale Bernerzeitung und ihr Anhang die „Dorfzeitung“ und der „Guckkasten“, anderseits der „Oberländer-Anzeiger“, dessen vorzüglich geschriebene Leitartikel hauptsächlich auch zum Umschwung getrieben hatten. Ihr Verfasser war Pfarrer Schädeli, dessen Stil eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Gotthelfs politischen Schriften aufweist, dem infolgedessen als dem bekannten Schriftsteller und Freund Blöschs die Autorschaft zugeschrieben wurde. Gotthelf selbst hat nur gelegentlich mitgearbeitet, mußte aber den ganzen Haß gegen das mächtige Organ auf sein Haupt sammeln. „Diese Geschichte, die sich wirklich ereignet hat . . . in Bern . . . unter der Herrschaft Blöschs und Jeremias Gotthelfs“, schrieb damals ein radikales Blatt. Die beiden Männer waren damals wohl die bestgehaßten im ganzen Kanton. Und der Haß richtete sich gegen beide immer schärfer, da man ihnen nur durch aus der Luft gegriffene Verdäch-



tigungen beikommen konnte, durch die abscheulichsten Verleumdungen und Unterschiebungen, die sie beim Volke in Mißkredit bringen sollten.

Schon im Jahre 1852 wurde der Versuch zu einer Abberufung der Regierung, an deren Spitze Blösch stand, gemacht. Aus jenen wildbewegten Tagen ist der nächste Brief Gotthelfs datiert.

L ü k e l f l ü h , den 19. Feb. 1852.

Hochgeachteter, verehrtester Herr!

Sie erlauben mir wohl Ihnen eine Art von Komödie mitzutheilen und Sie so gleichsam als deus ex machina in Ankauf zu nehmen. Unser hiesige Salzauswäger ist Miescher in der Stelze, dorthin mögen Wenige mehr wegen nassem Salz und rothen Leuten. Daher wünschte man eine neue Salz-  
bütte und zwar nicht sowohl für Grünematt sondern für die ganze sogenannte Waldhausseite und die Egg, das ist der bedeutendste Baurenbezirk. Gammeter auf dem Flühlentalden, ein solider junger Mann, meldet sich, wird aber auf Rapport von Salzj. Aebi, der mit der Untersuchung beauftragt ist und von Gerber Dür begleitet, sie macht, abgewiesen. Gammeter ist nämlich konservativ. Darauf meldet sich Hoffstetter, Schwager von R. Hirsbrunner, der im Tannenboden, aber immer noch im Dorfviertel wohnt. Über diesen Hoffstetter kann ich Zeugniß reden. Ich bin Präsi. der Direktion der Armenanst. in Trachselwald, wir haben Rechte an der Räshütte in Grünematt, liefern jährlich zwischen 40—50 Säume Milch und Hoffstetter war unser Senn, wurde aber wegen vielfacher Untreue entfernt und fand seither nirgend mehr Anstellung; ist im ganzen Kreis verhaßt nur vom gutmüthigen Bärtschi in Gumpersmühle nicht. Dieser empfahl ihn H. Geißbühler und dieser, ohne die Sache des Nähern zu kennen, denselben, doch besonders eine neue Salz-  
bütte, Herrn Fueter.

Sobald hier bekannt wurde, daß für den radicalen und wirklich verhaßten Hoffstetter eine neue Salz-  
bütte ausgeschrieben werde, ging das Feuer auf und der Handel gerieth ins Fahrwasser der Politik und des Bürgergeistes, denn die Familie Gammeter ist konservativ und in Lükelflüh heimisch, Hoffstetter ein Langnauer. Gammeter erhielt alsbald 80 Unterschriften. Waldhaus und Egg und mehr als 20 aus dem Grünemattviertel. Sobald dieß bekannt wurde, stellte der rothe Notar Christen in Grünematt sogenannte Viertelsgemeinde an. Grünematt besitzt nämlich einige 100 L Viertelsgut,



dessen Verwendung die Viertelsgemeinde besorgt, sonst hat dieselbe keine Bedeutung. Einigen wurde geboten, andern nicht, von mehr als dreißigen erschienen 10. Die Meisten erfuhren erst im Augenblick worum es zu thun sei, und so ward Hoffstetter letzten Samstag im Namen der Viertelsgemeinde von Grünematt empfohlen. Auf diese Empfehlung setzte der bekannte H. Burri allen Werth und empfahl allen andern gegenüber H. Fueter den Hoffstetter. H. Fueter hat das Glück, die meisten Unterbeamten radical zu haben und nicht Menschenkenntniß genug ihren Berichten den gehörigen Werth beizulegen. An sich ist die Stelle unbedeutend und ohne Werth, aber nicht bloß werden an kleinen Orten kleine Dinge groß, sondern die Sache steht zwischen 80 meist konservativen Männern und zehn radicalen; auf der einen Seite die großen Bauern, die 12 Centner Salz consumieren, auf der andern Seite Schuhmacher und Schreiber, die an 60 R zu viel haben. Die Sache ist eine Lebensfrage im Kreise und es ist Hiß darin. Es ist ein Stoff zu einer prächtigen Geschichte, den ich nicht vergessen will. Indessen hat die Sache namentlich in diesem Augenblick ihre ernste Seite, abgesehen davon, daß es jederzeit bedauerlich ist, wenn ein Mann, der wegen unsaubern Händen von Partikularen entlassen wurde, vom Staat angestellt wird. Es mehrt das Zutrauen zur Wahlbehörde nicht. Ich mische mich sonst in solche Dinge nicht, hier aber glaube ich, die Mühe zu einem kleinen Bericht nicht scheuen zu sollen, besonders auch, da es Ihren Wahlkreis beschlägt. Die Sachen scheinen sonst nicht schlimm zu stehen, ich höre sehr heftig gegen die Abberufung sich aussprechen und zwar von Leuten, die mir politisch verdächtig waren, merke überhaupt weniger Hitze von radicaler Seite, sie müßte dann mehr verborgen werden als früher, was eben auch kein schlimmes Zeichen wäre.

Soll ich eine Petition machen für Eröffnung des neapolitanischen Dienstes? Wir ersticken in Vagabunden. Herrlichen Kerls, an denen der König von Neapel prächtig leben würde und der Papst noch prächtiger. Doch das wäre ja wahrscheinlich Hochverrat.

Mit vollkommener Hochachtung verharrend, daneben mich Ihrer lieben Frau dringlichst empfehlend

Ihr ergebener

Alb. B i s s i u s.

Diesem letzten Briefe Gotthelfs an Eduard Bloesch lassen wir noch das Brieflein folgen, mit dem der Schriftsteller sein Werk „Zeitgeist und Berner-

geist“ an die „Frauen Frauen Regierungsräthin Blösch in Bern“ als Weihnachtsgabe sandte:

Lüzelflüh d. 6. December 1851

Verehrte Frau!

Sie erlauben mir wohl gütig die Freude, Ihnen mitkommendes Buch zustellen zu dürfen. Ich möchte es Ihnen zu einem doppelten Gebrauch empfehlen. Im Fall Ihr Herr einmal mißmutig heim kommen sollte, so lesen Sie ihm das Capitel von der Gränneten, oder ein anderes vor; und sollten Sie einmal über die Herren im Allgemeinen böse sein, so lesen Sie was von Gritli, so werden Sie dem lieben Gott danken, daß Sie doch wenigstens einen konservativen haben.

In dem wir uns Ihnen und Ihrem verehrtesten Herren in freundliches Andenken empfehlen, verharre mit aller Ehrerbietung

Ihr ergebenster

Alb. Bizio

Über den persönlichen Verkehr der beiden Männer finden wir in Blöschs Aufzeichnungen nur wenige spärliche Angaben aus jenen Jahren, wir wollen sie aber der Vollständigkeit halber auch hier mitteilen.

1851. „Freitag 19. Dezember. „Conferenz im Kalchofen“. Etwa 40 Männer aus den Ämtern Konolfingen, Trachselwald und Burgdorf, zunächst zur Einleitung einer Organisation des Wahlkreises Emmenthal.

Bestellung eines Ausschusses. Sonstiges Resultat: Keines. Freundliches Geplauder und Mittagsmahl, an welchem auch Jeremias Gotthelf teil nahm und einen Toast ausbrachte auf die Mehrheit des Großen Rathes und ihre Ausdauer . . .

1852. „Samstag 21. November. „Schreiben aus dem Amt Trachselwald: Hier ist auf den 29. eine Versammlung nach Affoltern berufen. Herr Geißbühler sagte über die Stimmung: „In Huttwyl, Affoltern, Ruegsau ist große Regsamkeit für unsre Tagesfrage und ich darf hoffen, daß das Entscheidungsergebniß für unser Amt günstiger als je ausfalle.“

Ähnlich urteilt Jeremias Gotthelf.“ —

1853. „Mittwoch 26. Oktober. Besuch bei Jeremias Gotthelf und Großrath Geißbühler.

1854. „Mittwoch 30. August. Besuch in Lützelsflüh bei Joh. Geißbühler und Jeremias Gotthelf. Freude bei Gotthelf über die Verlobung einer Tochter. Zusammentreffen bei Bizius mit alt Reg. Rath. Wnjß.“

Die Fusion, zu der sich im Jahre 1854 Bloesch verstand, um das Vaterland vor dem gänzlichen Ruin und vor drohendem Blutvergießen zu retten, lockerte sein Verhältnis zu Gotthelf etwas, der sich mit einem solchen Kompromiß, der seiner Natur zuwider sein mußte, nicht befreunden konnte. Er war nach seinen eigenen Worten fürs Dreinschlagen und verzieh dem Freunde — wie der größte Teil der konservativen Partei — diesen „Abfall“ nie.

Wenige Monate nach dem letzten Besuch, von dem wir wissen, starb Albert Bizius. Bloesch schrieb in sein Tagebuch:

„Mittwoch 25. Okt. Leichenbegängnis von Jeremias Gotthelf, der am Sonntag früh, ziemlich unerwartet, geschieden ist.

Fahrt nach Lützelsflüh mit alt Oberrichter Bizius, in Begleit von 6 anderen Wagen voll Freunden, worunter eine Anzahl Zofinger Freunde des Sohnes des Verstorbenen.

Tiefe Trauer im freundlichen Pfarrhaus, ebenso in der zahlreich vertretenen Gemeinde. Langedauernde Totenfeier mit sehr mittelmäßiger Leichenrede!

Jeremias Gotthelf ruht auf der Südseite der Kirche, etwa 10 Fuß von der Mauer entfernt, östlich von der Türe, dem Fenster gerade gegenüber. Eine Trauerweide beschattet das Grab.

Bizius ward 1797 in Murten geboren. Sein leibliches Auge sah also noch das alte Bern und sein Leben fällt mit dem bald 60jährigen Kampf desselben mit der neuen Zeit zusammen. Er selbst, obschon durch sein ganzes Wesen mit dem alten Bern verwachsen, nahm lebhaften Antheil an diesem Kampfe, der eben in ein frisches Stadium getreten war, als er 1832 Pfarrer zu Lützelsflüh wurde.

Durch seine Werke hat er von dem alten Bern ein wahres Daguerreotypbild hinterlassen.

Im eigenen Vaterlande haben dieselben ihm nur in engeren Kreisen Anerkennung und Verehrung, in der Masse vielfach Haß, von Einzelnen sogar Verfolgung zugezogen.

Die mehrsten seiner Werke sind so voll Anspielungen auf Personen und Sachen, in deren Mitte Bizius lebte, und selbst wo er nicht portraitierte, ein

fortwährend Spiegelbild vom bernischen Volksleben, und dabei meist so derb und plastisch, daß diese Wirkung sich begreifen läßt. Jeder Bauer und jede Bäuerin glaubte darin sich zu erkennen!

Mit dem Tode von Bizius wird der Haß verstummen und die Anerkennung im eigenen Lande steigen. Im Auslande ist dies nicht notwendig, da gilt er längst für einen der genialsten Volkschriftsteller.

Ich war ihm — obgleich 10 Jahre jünger — nahe befreundet, und besonders während meines Aufenthaltes in Burgdorf oft im Pfarrhaus Lühelflüh „fröhlich mit den Fröhlichen“, darum nun auch das Bedürfnis zu „weinen mit den Weinenden“. Mit Recht sagte lezthün der Oberländer Anzeiger, als dessen Redaktor Bizius lange Zeit galt, ohne je auch nur Mitarbeiter des Blattes gewesen zu sein: „Und obwohl er gestorben ist, so redet er doch“.

Bizius legte, noch unveröffentlichte Arbeit ist das Bild eines Pfarrhauses während des Lebens und nach dem Tode des Mannes, eine Art prophetischen Nachlasses für die eigene Wittwe.“

Und später lesen wir noch:

Dienstag 28. Nov. Während der Sitzung des Gr. Rathes Unterredung mit Herrn von Rütte, Pfarrvicar zu Lühelflüh. Derselbe sprach mit größter Bewunderung vom Zustande dieser Gemeinde und bemerkte, glänzendere Genußtuung konnte der Verstorbene nicht erhalten! Freilich diene dabei der Zustand seeländischer Gemeinden zur Vergleichung. Dennoch freute mich das Zeugnis herzlich und die Freude ward noch erhöht durch die Anführung von Großrath Geißbühler, welcher während des Gespräches hinzutrat: in diesem Jahre seien in der Gemeinde hunderttausend Franken Vermögen mehr als früher zur Vertellung angegeben worden.

1856. Freitag 18. Juni. Heute veranlaßte das Modell zur Büste von Jeremias Gotthelf, welches Bildhauer Christen der Regierung hatte vorlegen lassen, am Schluß der Ratsitzung einen charakteristischen Auftritt.

Nach Verlesung des Begleitschreibens des Künstlers, worin von der Ausführung der Büste die Rede, bemerkte Steiner sich mißmutig umwendend, „dafür wäre er nicht“. Darauf bemerkte Schenk, er hingegen unterstütze den Gedanken aufs entschiedenste, denn Bizius werde jeder Zeit ein „Stern erster Größe“ Berns sein.

Steiner hatte dem Anschein nach vorausgesetzt, es handle sich bloß um Unterstützung der Arbeit als Privatunternehmen, und schon dem gegenüber glaubte er also seine Abneigung ausdrücken zu sollen. Nach einigem Gerede über den Wert der Büste, stellte ich den Antrag, die Frage der Erziehungsdirektion zur Begutachtung zu überweisen. Nun erst erkannte Steiner, daß es sich um Erwerbung der Büste für den Staat handle. Er ergriff daher noch einmal das Wort und erklärte kurz und unwillig: „Dem widersehe ich mich“, worauf Schenk: „Dieser Auffassung kann ich nicht bestimmen. Was etwa an Bizio unangenehm berühren mochte, wird bald verklungen sein, der Name von Jeremias Gotthelf wird fortleben. Auch ich könnte dies oder das anführen, aber das kommt in keinen Betracht neben der Edelherzigkeit und der Größe von Bizio.“

Steiner blieb der einzige Opponent.“

Gotthelf hat heute ein schlichtes Denkmal an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit und ein neues ihm angemesseneres Denkmal, eine vollständige Ausgabe seiner Werke steht endlich in naher Aussicht. Und da wird es sich wieder zeigen, mit welcher Berechtigung der Oberl. Anzeiger damals von Jeremias Gotthelf sagen durfte: „Und obwohl er gestorben ist, so redet er doch!“

## Genf und Tessin

Von Ed. Plachhoff-Dejeune



er wollte leugnen, daß Genf und Tessin, die zu den Jüngsten im eidgenössischen Verbande gehören, gegenwärtig mehr als je die Schmerzens- und Sorgenkinder der Mutter Helvetia sind? In vieler Beziehung sehen sie einander ähnlich. An den äußersten Grenzen des Landes gelegen, erfahren sie in reichlichem Maße die Anziehungskraft des sie umgebenden, kulturell und sprachlich mit ihnen verbundenen Auslandes. Sie üben auch selbst auf dieses eine starke Anziehungskraft aus und die Einwanderung nimmt einen bedenklichen Umfang an, der in absehbarer Zeit die Ausländer zur Mehrheit werden läßt. Einige Genfer Gemeinden, wie Lugano, Chiasso und einige Gemeinden des Bezirks Mendrisio haben schon heute eine Mehrheit von Auslän-